

„Où atterrir?“ - „Wo landet ihr?“

Die geo-soziale Frage als Ausgangspunkt

Bruno Latours neue geo-soziale Frage fragt nach weitaus mehr als einer bloßen Ortsangabe. Sie fragt, wie und wo Menschen in dieser von Krisen wie dem Klimawandel, Globalisierung und politischer Spaltung geprägten Welt leben wollen. Latour fordert auf, dass wir uns von Universalismen, dem neutralen „Fortschritt“ lösen und wieder „irdisch“ denken. Hin zu einer eng vernetzten und co-abhängigen Welt.

Wir alle haben einen Teil zur Beantwortung dieser Frage zu leisten, jeder in seinem Wirkungsradius. Doch für die Architektur ist die Beantwortung dieser Frage besonders zentral, denn kaum eine andere Kunstform ist so eng mit dem Lokalen, dem Sozialen, dem Ökologischen, dem Physischen und dem Politischen verwoben, wie das Bauen.

1. Für wen bauen wir? – Das Subjekt im Entwurfsprozess

Eine zentrale Frage, die in jedem Entwurfsprozess zu klären ist, ist die Frage nach dem Subjekt: „Für wen bauen wir?“

Gesellschaftlich sind wir weitestgehend durch anthropozentrische Denkweisen geprägt. Der Mensch steht im Zentrum unserer Weltanschauung, er ist übergeordnet. Diese Denkweise bedingt eine Isolierung. Wir, die Menschen, isolieren uns von unserer Umwelt, dem „Irdischen“. Befeuert wird diese Trennung durch blinden „Fortschritt“, der die Natur als profan abtut. Diese Denkweise bedingt, dass Architektur häufig als rein funktionale und zweckgebundene Disziplin verstanden wird, entworfen für den Menschen und seine Bedürfnisse, getrennt vom „Rest“ der Welt.

Entgegen dieser Weltanschauung steht der Posthumanismus. Rosi Braidotti beschreibt in *Posthumanismus* das Subjekt als „transversale Entität, immanent eingebunden in ein Netz nichtmenschlicher (tierischer, pflanzlicher, viraler) Beziehungen.“ (Braidotti, *Posthumanismus*, S. 196). Der Mensch wird als Teil der Natur erkannt, er ist eng mit ihr verflochten. Architektur, die nach diesen Prinzipien funktioniert, ist nun nichtmehr ausschließlich für Menschen gedacht. Stattdessen integriert sie andere Lebewesen, erkennt sich als Lebensraum und versteht sich als Teil eines ökologischen Netzes, mit Wechselwirkungen in beide Richtungen.

2. „Gebaute Materie“ - Mensch und Umwelt in gegenseitiger Beziehung

In urbanen Räumen ist zu beobachten, dass selbst der Mensch in seiner Menschlichkeit nicht immer berücksichtigt wird.

Orte wie der Österreichische Platz in Stuttgart oder karge Stadtautobahnen sind Zeugen einer Gestaltung und Planung, die ihre Umgebung und Bewohner ignoriert – sowohl ökologisch als auch sozial.

Unsere Umwelt wirkt jedoch auf uns – so wie wir sie formen, formt sie uns.

Wie Jane Bennet in *Lebhafte Materie* schreibt, dass „[...] der Verzehr von Lebensmitteln keine Einbahnstraße, sondern eine Begegnung menschlicher und nichtmenschlicher Körper [ist]“ (Jane Bennet: *Lebhafte Materie*, S.94), verhält es sich auch mit „gebauter Materie“: Physisch werden wir in sie aufgenommen, psychisch nehmen wir sie in uns auf. Wenn wir die Wirkung unserer Umgebung auf uns anerkennen, uns unsere eigene Formbarkeit zugestehen, erkennen wir auch unsere Eingebundenheit in die Natur, die wir bislang in der Art, wie wir bauen, allzu oft zu ignorieren scheinen.

3. Entwurzelung - Globalisierung und der Verlust des Ortsbezugs

Auch wenn Bruno Latours geo-soziale Frage nicht direkt nach einem Ort fragt, steckt es in der Formulierung: „Wo landet ihr?“

In der Ära der Globalisierung scheint die Frage nach dem konkreten Ort nicht mehr relevant, es hat sich eine Art „Anywhere-Architektur“ durchgesetzt: uniform, austauschbar, ortlos. Stahl-Glas-Türme, die weltweit in verwechselbar ähnlichen Formen auftreten, verkörpern eine Ignoranz gegenüber dem Lokalen, die die kulturelle Identität untergräbt und Traditionen als „veraltet“ verdrängt. Sie sind Ausdruck eines blinden Glaubens an „Fortschritt“. Es ist eine kulturelle, soziale, ökologische und planetare Art der Entwurzelung.

Doch um Latours geo-soziale Frage zu beantworten, ist der Ort entscheidend, denn das „Wo“ ist untrennbar mit dem „Wie“ verbunden.

Latour fordert die Neubesinnung zum „terrestrischen“, zum „irdischen“. In diesem Sinne muss sich Architektur in die spezifischen lokalen Kontexte einfügen – in die planetaren Gegebenheiten, das Klima, die lokale Kultur und Geschichte und die ortsspezifische Materialität.

Eine Rückbesinnung auf lokale Bautraditionen wie Lehm-, Holz- oder Sandsteinbau kann nicht nur ökologisch sinnvoller sein, sondern auch zu einem lokalen Gemeinschaftsgefühl beitragen. Architektur wird so zum sichtbaren Ausdruck der Geschichte eines Ortes und erdet sich buchstäblich im Planeten.

4. Zeitbewusstsein – Das Haus als Generationenprojekt

Nicht nur der Raum, auch die Zeit erscheint als vernachlässigter Faktor. Marcia Bjornerud spricht von einem gefährlichen Verlust unseres chronografischen Denkens: „Unsere Blindheit für die Gegenwart der Vergangenheit gefährdet im Grunde unsere Zukunft.“ (Bjornerud, *Zeitbewusstheit*). Unsere Kultur feiert das Neue, das Junge – und blendet Alter und Geschichte aus. Wir folgen dem Irrglauben, die Vergangenheit würde hinter uns abgeschafft. In der Architektur zeigt sich das besonders deutlich: Gebäude werden oft auf eine Lebensdauer von rund 50 Jahren konzipiert – kaum für ein halbes Menschenleben und angesichts des Alters der Erde für nicht mehr als einen Wimpernschlag.

Was aber wenn wir unseren Planungsmaßstab ändern? Wenn wir, wie die Irokesen vor 300 Jahren, nach der „Sieben Generationen“-Regel handeln und bedenken würden, welche Auswirkungen unser Handeln im „Jetzt“ für die kommenden sieben Generationen hat? Architektur müsste neu gedacht werden, als langfristiges, langlebiges, sich veränderndes und widerstandsfähiges System. Ein Haus wäre in diesem Denken kein abgeschlossenes Objekt, sondern ein Ökosystem – lebendig, offen, zirkulär. Nicht nur langlebig, sondern auch anpassungsfähig. Es würde nicht nur seine Nutzungsphase mitdenken, sondern alle Phasen des Lebenszyklus einbeziehen: von der Gewinnung der Materialien, ihrer Verarbeitung, ihrer Nutzung bis zu ihrer Rückführung oder Weiterverwendung, mit Reparierbarkeit als Priorität und vollständigem Recycling als Ultima Ratio. Ressourcen würden nicht „verbraucht“, sondern „zirkuliert“. Architektur würde sich einfügen in den Stoffwechsel des Planeten, und nicht gegen ihn arbeiten. Sie würde nicht mehr nur Verantwortung für Heute übernehmen, sondern auch für Gestern und Übermorgen.

5. Hoffnung, Utopie und kollektive Verantwortung

Um dieser Verantwortung gerecht zu werden, braucht es mehr als Technik – es braucht Hoffnung. Rosi Braidotti beschreibt Hoffnung als eine antizipatorische Kraft, die von einem Gefühl generationsübergreifender Verantwortung getragen wird: „Die Zukunft als aktives Objekt des Begehrens treibt uns voran und lässt uns aktiv werden im Hier und Jetzt.“ (*Posthumanismus*, S.194)

Architektur kann diese Visionen der Zukunft materialisieren. Sie kann Utopien gestalten – als Räume des Miteinanders, der Teilhabe, des Lebens. Sie kann Erinnerung tragen, Zukunft ermöglichen und Gegenwart lebbar machen. Aber dafür muss sie uneigennützig sein. Sie muss weiterdenken: das Wo, das Wann, das Wie und das Für Wen neu definieren. Sie muss über die Grenzen des bisher definierten Rand der Möglichkeiten sehen.

Fazit

„Es ist erregend und verstörend zugleich, fast täglich daran erinnert zu werden, dass wir letztendlich der Stoff sind, aus dem die Träume sind und dass die neuen Möglichkeiten ungeheuerlich sind.“ (Rosi Braidotti, Posthumanismus, S.199)

Die „ungeheuerlichen Möglichkeiten“ fordern uns heraus, Architektur neu zu denken, nicht als Produkt des „Fortschritts“, sondern als Teil eines lebendigen, vernetzten und verletzbaren Planeten. Wenn wir davon träumen, wie eine lebbare, gerechte und nachhaltige Zukunft aussehen kann, dann ist Architektur nicht nur Teil dieser Zukunft, sie kann ihr Anfang sein.